

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 104.

Posen, den 25. Oktober 1927.

Nr. 104.

Copyright by Prometheus Verlag, München - Gröbenzell.

## Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moriz Vand.

23. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Man saß vergnügt und fröhlich plaudernd bei Tische, Beethoven zwischen den beiden Schwestern Josephine und Therese und gegenüber Graf Franz zwischen seiner Mutter und seiner jungen Gemahlin. Brunswid begrüßte seine Familie mit einem launigen Trinkspruch, dessen letzte Sätze dem „geliebten Freunde der Familie, dem Meister Beethoven“ galten. Die Anwesenden erwiderten diese Worte mit lebhaftem Beifall, worauf Graf Brunswid in seiner Anrede fortfuhr.

„Ich sehe aus Beethovens Brusttasche etwas hervorragen, das ganz bedenklich nach einem neuen Werke seines Genius aussieht und das er — wie ich hoffe und befürchte — mir zuzueignen wohl die Absicht hat. So hoch ich diese Ehre zu schätzen weiß, so bin ich schon jetzt entschlossen, sie abzulehnen, da ich weit Höheres und Wertvolleres von ihm zu erbitten die Absicht habe.“

Alle sahen erstaunt auf, am lebhaftesten Beethoven, der in drolliger Verlegenheit nach seiner Brusttasche griff, aus dem das verräterische Notenpapier hervorragte.

„Was immer unser Freund, Meister Ludwig,“ fuhr Graf Franz mit erhobener Stimme fort, „komponiert haben mag, er widme es den Damen der Familie, Therese, Josephine, unserer Mama, damit deren Name mit dem seinigen verewigt bleibe, aber ich will von ihm nur eines — das Siegel auf unsere bisherige und hoffentlich ewige Freundschaft — das brüderliche Duwort des Meisters!“

Beethoven sprang von seinem Sessel auf und war im Antlitz ganz rot vor innerer Erregung, so daß die Anwesenden im ersten Augenblick meinten, Graf Franz habe ihn mit seinen scherzhaften Worten verleht. Doch gar bald löste sich der drückende Bann dieses Augenblickes.

„Mit tausend Freuden, Graf Franz!“ rief Beethoven freudig aus und streckte Brunswid über den Tisch hinweg die Hand entgegen, die dieser stürmisch packte und herzlich drückte. Mit freudiger Rührung sahen die Damen auf die beiden hin, die fast wie zwei Statuen einander Hand in Hand gegenüberstanden.

„Und was ist es mit dem Bruderkuß, Ludwig?“ fragte Franz belustigt.

„Er soll dir werden, Franz!“

Die beiden Köpfe neigten sich langsam, fast feierlich gegeneinander, und Graf Franz Brunswid tauschte mit Ludwig van Beethoven unter dem Jubel der Anwesenden zwei Küsse auf beide Wangen. Nur Komtesse Therese war dabei still geblieben, und sie sah nachdenklich vor sich hin; ihr Blick hatte sich mit dem Beethovens gekreuzt, während dieser ihren Bruder umarmt hatte, und hatte ihr gesagt, was seine Lippen vor der Familie verschweigen mußten . . .

Die beiden Freunde nahmen wieder Platz, und merkwürdig, so ungezwungen vorher die Unterhaltung gewesen, so stockend nahm sie jetzt ihren Fortgang, was besonders dem Grafen Franz auffiel. Aber dieser wußte, daß der Meister solchen Stimmungen unterworfen war, und wollte dies rasch wieder gutmachen.

„Was ist es mit deiner neuen Komposition, Ludwig?“ rief er.

Beethoven zog rasch das Manuskript hervor und erhob sich.

„Komtesse Therese, darf ich Sie bitten, die Piece mit mir vom Blatt zu spielen? Sie ist zwar ein bißchen schwer, aber eine so gelehrige Schülerin wie Sie wird die Sache gewiß gut zu bewältigen wissen.“

Komtesse Therese stand auf und nahm die Notenblätter aus Beethovens Hand.

„Das Stück ist ja schon gedruckt, wie ich sehe!“ sagte sie überrascht. „Ich fürchtete schon, nach Ihrem Manuskript spielen zu müssen!“

„Das hätte ich Ihnen nicht zugemutet, Komtesse,“ lachte Beethoven auf, „meine Krähenfüße kann kaum einer lesen als ich und mein Kopist! Das Stück ist schon gestochen und wartet nur auf das Titelblatt, das eine Widmung tragen soll.“

„Und wem soll dieses Werk gewidmet werden?“ fragte Therese errötend.

Beethoven wollte schon mit dem Worte „Ihnen!“ herausplakeln, doch er fühlte, daß er damit zu deutlich sein würde, und er wollte alles vermeiden, was bei der Familie etwa Anstoß erregen könnte.

„Wenn die Herrschaften mir die Gnade erweisen wollten,“ sagte er, „so möchte ich dieses Werk Ihnen und Ihrer Schwester Komtesse Josephine widmen!“

„Zu viel der Ehre!“ rief Komtesse Josephine erregt aus.

„Ich nehme es dankend an, lieber Meister,“ sagte Therese bewegt.

Sie warf einen Blick auf die Anfangsworte des ihr bekannten Textes und wußte nun genau, wem diese Variationen zugeeignet seien; ein Schauer freudigen Gefühles durchschob sie.

Beethoven schritt nun mit Therese an das Piano-forte, und sie nahmen auf zwei Taburets vor demselben Platz. Er schlug den Ton an, und dann ertönten zum erstenmal die bezaubernd schönen, innigen Klänge dieses kostbaren Liedes in immer neuen, sich steigenden Variationen. Beethoven spielte mit ganzer Seele, als gälte es, die Worte des Dichters auf Flügeln seiner Musik in das Herz der Geliebten zu senken, die neben ihm saß und ihren Part bescheiden und gewissenhaft mitspielte. Eigentlich war es der Meister allein, welcher diesem vierhändigen Stück alles gab, was in ihm gelegen, und atemlos folgten die Hörer dem auserlesenen Genuße des Werkes, das den beiden Töchtern des Hauses gewidmet war.

Als das Spiel zu Ende war, ging es an ein enthusiastisches Gratulieren des Komponisten, der bescheiden jedes Wort der Anerkennung ablehnte.

„Es ist Goethe, nur Goethe, dessen Geist aus der Sache strahlt!“ sagte er.

„Und du bist für Goethe in der Musik!“ rief Graf Franz lebhaft. „Meine Schwestern können wahrlich stolz darauf sein, daß dieses herrliche Werk ihren Namen tragen wird und sie damit der Nachwelt lebendig erhalten.“

„Du übertreibst in deinem Enthusiasmus, Franz,“ erwiderte Beethoven sanft ablehnend, „man tut eben, was man kann!“

In lebhaftem Geplauder blieben die Brunswicks mit Beethoven noch längere Zeit beisammen, bis dieser, der immer stiller und einsilbiger geworden war, daran mahnte, daß er nun endlich gehen müsse. Er fühlte sich wieder einmal bedrückt und beengt, wie immer, wenn eine große Entdeckung ihn überwältigte, wie hier, wo er nun endgültig sein Herz an Theresie verloren hatte. Als er neben ihr die Tasten gemeistert, war all sein Fühlen und Denken bei ihr, und er brachte all seine Gefühle für sie in Tönen, welche das heiße Pochen seines Blutes übertönen sollten . . .

Ging er nun endlich einmal seinem Glück entgegen?

Es war eine ruhige Zeit, die Beethoven nun im äfrigen Schaffensdrang seines Wirkens und im Kreise der gräßlich Brunswickschen Familie verlebte. Die Arbeiten, die er in dieser fast glücklich zu nennenden Periode eines Lebens schuf, gehörten zu den gehaltvollsten und erfolgreichsten seiner bisherigen Laufbahn, und in seiner reuegefundenen Lebens- und Schaffensstunde verbrachte er den Sommer 1803 in dem ihm so liebgewordenen heiligenstadt, wo er ein Jahr vorher sich so tief unglücklich gefühlt hatte.

Gräfin Giulietta Guicciardi, die ihn einst so tamenlos selig und dann so verzweifelt gemacht hatte, war mit dem Grafen Gallenberg verheiratet und somit ganz seinem Herzen entschwunden, und die neue Leidenschaft für Theresie erfüllte sein ganzes Fühlen, Denken und Schaffen. Der rauhe Mann wurde an ihrer Seite sanft und sentimentaler wie ein idealer Jüngling und schwärmte die Komtesse an, die es an Anzeichen ihrer innigen Neigung zu ihm nicht fehlen ließ.

Beethoven war oder glaubte es wenigstens, restlos glücklich zu sein, um so mehr, als er gerade in diesem Sommer sein Ohrenleiden weniger empfand und sogar auf völlige Genesung zu hoffen Anlaß hatte. In dieser Stimmung schrieb er neben anderen kleineren Werken, die ihm die Verleger Artaria und Haslinger bereitwilligst abnahmen und fast anständig honorierten, seine dritte Symphonie, an der er mit besonderer Hingebung und Freude arbeitete.

Die ganze Welt war damals von dem Ruhme Napoleon Bonapartes voll, der als erster Konsul der Republik Frankreich die Augen ganz Europas auf sich zog und im Strahlenglanze seines jungen sieghaften Heldentums vor der bewundernden Welt stand. Beethoven, der für diese grandiose Gestalt, wie überhaupt für das Genie anderer sehr viel Sinn hatte, dachte an den aufsteigenden Helden, dessen Werdegang und Erfolg ein symbolischer Gedanke war, der seiner neuen Symphonie zugrunde lag, und so arbeitete er denn mit Feuereifer an dieser Heldensymphonie, welche den Namen Napoleons tragen sollte. Beethoven hatte bei allen seinen Arbeiten stets eine bestimmte Idee oder eine Sache vor Augen, wiewohl er sonst gern darüber spöttelte, wenn andere Komponisten recht kleinliche Gedanken zum Vorwurfe ihrer Arbeiten machten und er selbst die Tonmalereien in Haydns „Schöpfung“ und „Jahreszeiten“ nicht besonders glücklich fand. Bei dieser neuen Symphonie schwebte ihm Napoleon als Leitmotiv vor, der nationale Held, der vom „kleinen Korporal“ es zum Konsul der freien Republik Frankreich gebracht hatte und dessen Siegeszug ihn zum Ideal aller freiheitliebenden Menschen Europas machte.

Mit Feuereifer arbeitete Beethoven an dieser Symphonie, deren Thema ihn ganz in Bann schloß, und auch

all seine Gespräche galten damals dem großen Bonaparte, den er den großen römischen Konsul des Altertums an die Seite stellte. Seine Freunde, Doktor Wegeler und Ries, die ihn zu jener Zeit oft besuchten, bekamen öfter einzelne Partien des prächtigen Werkes von ihm zu hören, und Wegeler war der erste, der von Beethoven davon Kenntnis erhielt, daß er im Sinne habe, seine dritte Symphonie dem großen Helden zu widmen.

Die ganze Partitur lag fein säuberlich ins reine geschrieben auf Beethovens Tisch und das leere Titelblatt enthielt nur zwei kurze Zeilen; oben in der Ecke den Namen „Bonaparte“ und unten „Luigi van Beethoven“, sonst nichts! So sahen es Doktor Wegeler und andere Freunde Beethovens, und keiner wußte, welchen Titel das neue Werk, das seiner Aufführung harnte, bekommen sollte.

Der 18. Mai 1804 kam, und an diesem Tage ließ sich der zum lebenslänglichen Konsul der Republik vorher gewählte Napoleon Bonaparte zum Kaiser von Frankreich ernennen. Doktor Wegeler war der erste, der Beethoven diese überraschende Nachricht überbrachte . . .

Beethoven wurde zunächst freideweiß im Gesicht und ballte zornig seine Fäuste.

„Ist der auch nichts anderes, wie ein gewöhnlicher Mensch!“ schrie er in Wut und Zorn auf. „Nun wird auch er alle Menschenrechte mit Füßen treten, nur seinem Ehrgeiz frönen; er wird sich nun höher wie alle anderen stellen und ein Tyrann werden!“

Mit heftigen Schritten eilte Beethoven an den Tisch, wo die Partitur der Symphonie lag, faßte das Titelblatt, riß es mit einem heftigen Ruck von oben bis unten entzwei, warf die Fetzen zu Boden und stampfte wie wütend mit den Füßen darauf herum. Wegeler sah mit Erstaunen auf diesen Ausbruch ehrlichen Zornes, der so ganz dem Temperament Beethovens entsprach, und suchte den Freund zu begütigen. Aber Beethoven blieb hart; er knurrte und schalt weiter, und es ging ihm ungemein nahe, daß Napoleon, der große Napoleon, ihn so sehr enttäuscht hatte.

Am Tage darauf hatte Beethovens dritte Symphonie ein neues Titelblatt: Sinfonia eroica hatte der Meister mit fester Hand auf das Blatt geschrieben, und was ein künstlerisches Denkmal für Bonaparte hätte werden sollen, wurde eine musikalische Apotheose des Heldentums für alle Welt und für alle Zeiten . . .

Beethovens Heldensymphonie hatte übrigens allerschand Schicksale. Fürst Lobkowitz kaufte dieselbe von dem ewig geldbedürftigen Meister mit dem Rechte der alleinigen Aufführung, die wiederholt im Palais des Fürsten stattfand. Beethoven hielt mit dem fürstlichen Orchester die Proben ab, und auch da gab es Zwischenfälle aller Art. Beethoven war — besonders wenn es schlechtes Wetter gab und er in folgedessen schlechter hörte — sehr nervös, und so kam es zwischen ihm und den ausführenden Musikern oft zu Mißverständnissen. Selbst bei einer Aufführung vor der illustren Gästen des Fürsten Lobkowitz, welche Beethoven dirigierte, kam es coram publico zu einem peinlichen Krach. Im zweiten Teil des ersten Allegros, wo es ziemlich lange durch halbierte Noten gegen den Takt geht, warf Beethoven die Musiker so aus dem Takt, daß er abklopfen und das Ganze nochmals anfangen mußte.

Freund Ries hätte ein unbedachtes Wort bei der ersten Probe der Eroica, die übrigens im ganzen fast eine musikalische Katastrophe war, beinahe die Freundschaft Beethovens gekostet, jedenfalls war er nahe daran, vor den Musikern vom Meister eine — Ohrfeige zu erhalten. In demselben Allegro hatte Beethoven dem Horn eine ganz eigenartige Verwendung zugebacht; einige Takte, bevor im zweiten Teil das Thema wieder vollständig eintritt, läßt Beethoven dasselbe mit dem Horn andeuten, während die beiden Violinen noch immer auf einem Sekunden-Akkord liegen. Dem Hörer, der die Partitur nicht kennt, muß dies immer den Eindruck

machen, als ob der Hornist seine Pausen schlecht gezahlt habe und unrichtig eingefallen sei. Ries, der neben Beethoven stand, war nun irrtümlich dieser Meinung und entrüstete sich darum sehr.

„Der verdammte Hornist! Kann der nicht zählen?“ rief er zornig. „Es klingt ja infam falsch.“

Beethoven wandte langsam den Kopf zu dem Sprecher, schwang den Taktstock von der rechten Hand in die linke, als wenn er die Rechte zu etwas anderem brauchen wollte. Ries erschrak und duckte sich rasch.

„Der Mann weiß, was ich wollte!“ sagte Beethoven hart, „aber du bist ein vorlauter Schafskopf, Ries!..“

Beethoven kam im Herbst wieder von Heiligenstadt in die Stadt zurück und nahm wieder die ihm so lieb und unentbehrlich gewordenen Unterrichtsstunden bei Komtesse Therese auf, die für ihn Freude und Seligkeit bedeuteten. Er liebte sie mit der ganzen Innigkeit seiner Seele, und er fühlte es, daß er von ihr wieder geliebt wurde. Noch hatte sie das beseligende Wort ihm gegenüber nicht ausgesprochen, aber eine innere Stimme sagte ihm, daß ihr Herz ihm gehöre, und diese Erkenntnis dünkte ihm ein Vabjal nach den trübten Erfahrungen, die er bisher in seinem Liebesleben gemacht hatte. Therese war ebenso schön als klug, taktvoll und wohlgezogen, und diese durch ihr Wesen bedingte Zurückhaltung stand wie eine Mauer zwischen dem Paare, die Beethoven niederreißen oder übersteigen mußte, wollte er nicht mit dem Kopf gegen dieselbe anrennen. . .

(Fortsetzung folgt.)

Rainer Maria Rilke:

## Spaziergang.

Schon ist mein Blick am Hügel, dem besonnenen,  
dem Wege, den ich kaum begann, voran.

So faßt uns das, was wir nicht fassen konnten,  
voller Erscheinung, aus der Ferne an —

und wandelt uns, auch wenn wir's nicht erreichen,  
in jenes, das wir, kaum es ahnend, sind;

ein Zeichen weht, erwidern unserm Zeichen:  
wir aber spüren nur den Gegenwind.

Aus dem soeben erschienenen Rilke-Gedächtnisband der Zweimonatschrift „Orplid“, Orplid-Verlag, Augsburg-Köln-M.-Glabbach-Wien

## Rund um Kleist.

Knechtisches, mitgeteilt von Manfred Hübner.

(Nachdruck verboten.)

Kleist, der Lausbub, der nie ein rechter Lausbub gewesen, wohnte kurze Zeit bei seiner Tante. Er hat um Geld. Man gab ihm welches. Tags darauf derselbe Wunsch.

„? ?“  
„Ich traf einen Freund, der es viel notwendiger brauchte als ich. Dem habe ich alles gegeben.“  
Und es stimmte so.

Kleist und sein Freund Pfuel besuchen eine hypnotische Seance. Das weibliche Medium sollte angeblich einen unüberwindlichen Abscheu gegen Berührung mit Metall haben. Pfuel berührte sie mit einem Schlüssel. Sie machte sich nicht. Kleist, zu seinem Freunde: „Du, rühre sie mal mit nem harten Taler an, den kennt sie gewiß.“

Als Jffland, der seit 1796 Direktor der königlichen Theater zu Berlin war, Kleists „Mädchen von Heilbrunn“ abgelehnt hatte, schrieb der in einem Brief diese beziehungsreichen Worte: „Es tut mir leid, die Wahrheit zu sagen, daß es ein Mädchen ist; wenn es ein Junge gewesen wäre, so würde es Gw. Wohlgebornen wahr-scheinlich besser gefallen haben.“

In Paris ist dem Dichter sein Diener durchgebrannt. Wohl oder übel mußte er selbst den Wagen anspannen. Er zog die Pferde aus dem Stall und quälte sich auf der Straße solange vergeblich mit ihrem Geschwir herum, bis ein großer Volkshaufe ihn mit Hohn und Spott besah. Das Erbarmen einer Schneiderseele erlöste ihn endlich aus seiner fatalen Lage und spannte die Pferde vor seinen Wagen.

Ein gutes Trinkgeld war ihm wohl sicher.

Eines Tages wollte er nach dem Kolleg seinen Rock wechseln, legte ihn ab und zog sich immer weiter aus, bis er im Hemd steht. Schon will er sich ins Bett legen, da kommt sein Bruder und bringt ihn durch eine Lachsalmee zum Bewußtsein.

Die Braut seines Freundes vermählte eine Reihe von Tagen Kost vom Geliebten. In verzweifelter Seelenpein sagte sie zu Kleist: „Wenn der Zustand noch lange anhält, so werde ich verrückt.“

Darauf Kleist: „Sie haben recht. Es ist das Beste, was Sie tun können, und wenn Sie Ihren Verstand je wiederfinden sollten, nehme ich eine Pistole und schieße Sie und mich tot. Ich kann Ihnen schon den Gefallen tun.“

Kleist und Adam Müller, sein journalistischer Mitarbeiter, dem er in fast hörter Freundschaft ergeben war, weilten in Dresden. Auf der Brühlischen Terrasse wartete er mit Frau von Mühl auf Müller. Plötzlich unvernünftig: „Ja, es ist nicht anders, Müller muß sterben, ich muß ihn ins Wasser stürzen, wenn er mir nicht freiwillig seine Frau abtritt!“ In der Tat machte er einen ernsthaften Versuch, ihn in die Elbe zu stoßen.

Wie hatte man auch nur eine Neigung gegen Sophie Haza-Müller bei ihm bemerken können.

In einen größeren Freundeskreis trat der Dichter sichtlich ver-führt, die Haare wär zerfahren, leuchtenden Auges. Nach langem stummen Kampf faßte er Pfuels Hand: „Sie ist tot! Sie — ist — tot!“ Tränen erstickten seine Stimme. Entsezt sprangen die Gäste auf und bestürmten den Unglücklichen: „Wer?“  
„Sie — Penthesilea.“

Der Dichter hatte eben das Werk vollendet.

## Mit fremden Federn.

Parodien von Robert Neumann.

Aus „Radschendralalamitra“.

(Nach Rabindranath Tagore.)

Ich sehe mich an meinen Tisch und schreibe dir einen Brief.  
Weil heute die Sonne scheint, will ich dir einen Brief schreiben, Geliebter.

Du kannst ihn auch singen, wenn du willst.

Draußen wiegt sich im Winde der Ficusbaum, es kann aber auch eine Lotusblume sein oder ein Reisfeld.

Die Hauptsache ist, daß ich zu zittern beginne, wenn ein Joggi vorübergeht oder ein Königssohn.

Wirft der dann seine Blicke nach mir, daß sie klirrend über die Kiesel springen

bis an mein Herz —

dann senke ich meine Lider und denke an dich.

Und wenn der Abend sinkt, dann wird es bald Nacht.

Geliebter! Laß uns im Dunkeln schmuse, da es zu hell ist.

## Mutteranruf.

(Nach Hugo v. Hofmannsthal.)

Und Kinder wachsen auf mit großen Augen  
Und wissen schon von ihrem tiefsten Wollen  
Und wollen es schon daumenhaft besaugen.

Und Mütter geh'n, und immer wieder halten  
Und heben sie die drohberere Gesse  
Und steh'n erstarrt und droh'n noch im Erkalten.

Und Dichter sind, und ihre Anapästie  
Sind wie die Reige tiefgesenkter Krüge  
Und schmecken schal wie trübe Geseherte.

Und wiegen sich in ihrer samtenen Lüge,  
Und lieben Brunst, ein wenig überpubert,  
Und spreizen sich in gestriger Genüge.

Und stehen bleich im lärmenden Jahrhundert  
Und nehmen dankbar jegliche Beschau an.  
Betroffen steht die Zeit: es bellt verwundert  
Ein Bologneserhündchen einen Pfau an.

## Sinnsprüche.

(Nach Wilhelm v. Scholz.)

Raum und Zeit.

Wird Zeit zu Raum, dann wird dir Raum zu Zeit.

Gott zeitverwandelt ruht in Ewigkeit.

Erkennt du erst den Zeit-Raum als den Traum,

Wird Zeit zu Zeit. Doch dann wird Raum zu Raum.

Zeit und Raum.

Wird Raum zu Zeit, dann wird dir Gott zu Traum.

Zeit gottverwandelt klettert Zeit aus Raum.

Aus Raumzeit schreitet Gott in Ewigkeit.

Dann weißt du: Raum blieb Raum. Doch Zeit ist Zeit.

Raum und Gott.

Gott ist nicht raumlos. Aber Traum ist Zeit.

Wird Traum zu Raum, dann ist Gott Ewigkeit.

Du aber weißt: wird Ewigkeit zu Raum,

Dann ist Zeit Zeit, Gott Gott. Und Raum ist Raum.

Aus „Gespräche mit Goethe“.

(Nach J. P. Eckermann.)

Goethe war heute mittags in der herzlichsten Stimmung. Er zeigte uns zum Nachtsich einige Kupfer, die ihm kürzlich zugekommen, und auf denen die berühmte Josefina Baker, eine Negerin zu Paris, fast völlig hüllenlos in einigen Tanzstellungen festgehalten war, indem er zugleich seine Tochter neigte, in der Gastnacht gleich jener im Grunde nur recht spärlich bekleidet der versammelten Hofgesellschaft sich vorgestellt zu haben. „Sie sehen hier,“ jagte er, die Blätter immer wieder betrachtend, „wie bei diesen Angehörigen der sogenannten wilden Völker selbst die alltäglichen Verrichtungen anmutig und zugleich bedeutend auf den Beschauer zu wirken imstande sind. Dacht diese Rechte, unvermutet erhoben, nach einem der großen Papillons des Urwaldes, wie unser guter Reiter sie uns gestern geschildert hat? Tritt diese Ferse, aus geübtem Gelenke zeitwärts geschwinkt, einen abgewiesenen Liebhaber vor die im Anien stehend aufgehobene Stirn? Und ist es nicht, als wolle diese tanzende Naturkind leicht rückwärts gedrängten Gesäßes den Gespielinnen seine Mißachtung bezeugen?“ Wir stimmten ihm zu.

Nachdem wir vom Tisch aufgestanden und die Frauen hinaufgegangen waren, sagte ich zu Goethe: „Es ist mir immer wieder eine Offenbarung, wie vor Ihrem ordnenden Geiste auch das scheinbar Unzusammenhängende sich zu einem harmonischen Weltbilde zu fügen anhebt. Ich sehe nun eine unmittelbare Beziehung zwischen dem Tanz jenes Negermädchens und der Szene im zweiten Teil Ihres Faust, wo der, nachdem er vergebens den Papillon der Erkenntnis zu erfassen versucht, zu den Müttern hinabsteigt, um, von Helena vor die fliehende Stirn getreten, der abgewandten Mißachtung des naturhaften Prinzips sich preisgegeben zu sehen.“

„Sie mögen da, mein Freund, in Ihrem Erklärerwillen vielleicht ein wenig zu weit gegangen sein,“ erwiderte Goethe mit einem Lächeln und ging in sein Arbeitszimmer hinüber.

(Aus dem soeben erschienenen Parodienbände „Aus fremden Federn“. Verlag von Engelhorn, Stuttgart.)

### Geschichtlich beglaubigte Wahrsagungen und Vorzeichen.

Es ist wenig länger als hundert Jahre her, daß die Akademie der Wissenschaften in Paris erklärte, daß Meteorsteine nicht existieren, nachdem sie vorher den Gebrauch von Chinin, Mischableitern und Dampfmaschinen verboten hatte! Ebenso ungläublich klingt es, wenn man daran erinnert, daß noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts der Hypnotismus von der medizinischen Wissenschaft als Humbug verhöhnt wurde. Heute sind wohl die Menschen mit der Laterne zu suchen, die die Wirkungen des Hypnotismus zu leugnen wagen.

Betrachten wir die Geschichte auch der christlichen Völker, so stellen wir fest, daß sie wohl alle — ohne Ausnahme — in irgend-einer Form stets an Zauberei und Wunder geglaubt haben, es gab nur immer verschiedene Namen für die geheimen Kräfte, die in den Seelen rege waren und um die sich das Interesse halte; bald war es Magie, bald Schwarzkunst, bald Spiritismus, bald Wahrsagungen, aus Kaffee, Karten oder Kristall, bald Gesunden und autogestaltete Typen. Tischdecken und Kartenlegen gehören zu den beliebtesten Zeitvertreibern, im Scherz wie im Ernst, der zivilisierten Gesellschaft.

Zu allen Zeiten hat es Spitzgeschichten gegeben. Plinius der Jüngere erzählt von dem berühmten Spitz von Athen, der das Haus des Philosophen Athenodorus in Aufruhr brachte. Schließlich grub man im Keller nach und fand, im Boden vergraben, ein gefesseltes Skelett. Nachdem man diesen Leichnam bestattet hatte, trat Ruhe im Hause ein.

Biemlich allgemein bekannt ist das Erlebnis Svedenborgs, der in Göteborg deutlich eine furchtbare Feuersbrunst vor Augen sah, die in Stockholm ausgebrochen war. Er befürchtete zunächst, daß sein eigenes Haus in Gefahr sei, beruhigte sich dann aber und rief: Drei Häuser vor dem meinen ist das Feuer gelöscht worden. Svedenborgs Aussprüche wurden rasch Stadtgespräch und Svedenborg bezeichnete ganz genau die Art der Feuersbrunst, ihre Dauer und die angerichteten Schäden. Am dritten Tage danach wurden seine Aussagen durch Boten aus Stockholm voll bestätigt.

Ein Entel des großen französischen Naturforschers Buffon sah den Kopf seines Vaters frei in der Luft schweben in dem Augenblick, als dieser ohne Wissen des Knaben enthauptet wurde.

Sehr eigenartig ist auch die Erzählung von der unglücklichen Königin Marie Antoinette, die, als sie eines Tages im Park von Trianon spazieren ging, dem ihr ganz unbekanntem Brauer Sauterre begegnete und von einem ihr völlig unbegreiflichen Entsetzen gepackt wurde. Dieser selbe Mann kommandierte dann später bei ihrer Hinrichtung die Nationalgarde von Paris!

In der Familie des Grafen Radziwili wuchs eine elternlose Verwandte, die Gräfin Agnes Dankowska, auf. Niemand konnte das Kind jemals bewegen, durch die große Eingangstür den Reitsaal des Schlosses zu betreten. Anfangs hielt man es für kindlichen Eigensinn, doch als sie älter wurde, erklärte sie selbst, daß sie eine unüberwindliche Furcht vor dem Wilde habe, das dort über der Tür hing und die Sibylle von Cumä darstelle. Als Agnes völlig erwachsen war und sich verlobt hatte, beschloß sie, ihrer abergläubischen Furcht Zwang anzutun und an der Seite ihres Bräutigams tapfer die gefährlichste Schwelle zu überschreiten. Allgemein freute man sich ihrer Energie. Doch kaum hatte sie die Schwelle überschritten, so daß sie unter dem gefährlichen Wilde stand, als sie umkehren wollte, doch man hatte die Tür hinter ihr

geschlossen. In höchster Angst kammerte sie sich an den Türposten und schrie, daß sie in Lebensgefahr schwebte. In diesem Augenblick stürzte das große Gemälde herab und zerschmetterte ihr den Schädel.

Marshall Bajiempierre erzählt in seinen Memoiren von König Heinrich IV., er habe am Tage seiner Ermordung die Ueberzeugung ausgesprochen, daß er in den nächsten Tagen sterben werde, daß er diese Ahnung wirklich gehabt hat, bestätigt auch des Königs Freund und Minister Sully in seiner Chronik.

Schiller hat diese Vorahnungen im „Wallenstein“ benutzt, und sagt:

Es machte mir stets eigene Gedanken,  
daß man vom Tod des vierten Heinrichs liebt:  
der König küßte das Gespenst des Messers  
lang vorher in der Brust, eh sich der Mörder  
Ravaillac damit waffnete. Ihn floh  
die Ruh, es jagt ihn auf in seinem Louvre,  
Ihn Freie trieb es ihn. Wie Leichenfeier  
klang ihm der Gattin Krönungsfest; er hörte  
im ahnungsvollen Ohr der Füße Tritt,  
die durch die Gassen von Paris ihn suchten.“

Die Königin Margareta von Valois erzählt in ihren Lebenserinnerungen, daß sie nie ein glückliches oder unglückliches Geschehnis erlebt habe, ohne vorher im Traum auf die eine oder die andere Weise davon Kenntnis bekommen zu haben.

Auch Napoleon berichtet von einem seiner Generale, von LaJalle, daß dieser ihm mitten in der Nacht geschrieben habe, da er von der Gewißheit durchdrungen sei, daß er den folgenden Tag nicht überleben werde. Tatsächlich fiel er in der Schlacht des nächsten Tages.

Man braucht nur in alten Schriften zu blättern, um Beispiele in so überwältigender Menge zu finden, daß das ungläubige Lächeln, das viele noch heute für das Hellschehen haben, wirklich unangenehm erscheinen muß. Wie es kommt, und welche Kräfte hier mitwirken, haben unsere Forscher bisher noch nicht ergründet, doch wenn man einen Fall neben den andern hält und wissenschaftlich Ursachen und Wirkungen untersucht, muß sich eines Tages der Schleier heben und wir in dieses Geheimnis des Menschengeistes eindringen können.

### Allerlei Wissen.

**Lang's Säslafen als Scheidungsgrund.** In Philadelphia wurde bei einem Scheidungsprozeß die Frau als schuldig erklärt. Der Richter war der Ansicht, daß eine Hausfrau, die, anstatt dem Manne das Frühstück zu bereiten, am Morgen weiterschläft, keinen Anspruch auf Unterstützung durch den Ehemann habe.

**Pfeisende Zungen.** „Verbiethet euren Zungen das Pfeisen nicht,“ sagt ein englischer Spezialarzt. Und er fügt hinzu: „Pfeisen ist eine sehr gesunde und körperliche Betätigung. Häufiges Pfeisen übt einen merkwürdigen günstigen Einfluß auf die Zungen aus. Der Junge, der häufiger pfeift, wird eine viel breitere Brust bekommen als der Junge, der daran gehindert wird.“

**Kahenhaare und Fliegen.** An Kahenfellen kann man eine nicht uninteressante biologische Beobachtung machen, nämlich die, daß sich niemals — Fliegen auf die Haare setzen. In früherer Zeit nahm man als Grund dieser in der Lat teilsamen Erscheinung an, daß die Haare der Kahen giftig seien. Das hat sich aber bisher nicht nachweisen lassen, und so ist denn die Ursache dieser Kahenschäden der Fliegen wahrscheinlich die Feinheit des einzelnen Kahenhaares, das wirklich so zart ist, daß es selbst eine Fliege nicht tragen kann.

**Die teureren Eisenbahnen.** Die gesamten Eisenbahnanlagen der Welt repräsentieren ein Kapital von rund 135 Milliarden Geldmark. Die Hälfte davon entfällt allein auf Europa. Die Bahnen in Großbritannien verbrauchen jährlich 18 Millionen Tonnen Kohlen, 210 000 Tonnen Stahlschienen, 600 000 Kubikmeter Bauholz, 4 Millionen Schwellen, 21 Millionen Backsteine, 9000 Tonnen Oelfarbe und Lack, 62 000 Tonnen Del, 4 Millionen Meter Stoff für Uniformen und Kleidung der Angestellten. Die englischen Pässe für Eisenbahnen jährlich 1,7 Milliarden Passagiere und legen dabei (nur Passagierzüge) über 480 Millionen zurück.

### Fröhliche Ecke.

**Lange Gesichter.** Der Kunde beklagte sich bei dem Friseur über das viele Geld, das er für Rasieren zu bezahlen hatte. „Ja, haben Sie auch die Extraarbeit in Betracht gezogen, mein Herr,“ fragte der Friseur. — „Was für Extraarbeit?“ antwortete der Kunde. — „Nun, mein Herr,“ erwiderte der Friseur, „bei schlechten Gesichtern und in schlechten Zeiten werden die Gesichter der Männer im allgemeinen länger, als sie vorher waren.“

**Der Anfänger.** Pinotel ist Schauspieler. Seit heute. Zum ersten Male steht er auf dem Theaterzettel. Ein Diener — Peter Pinotel. Seine Rolle besteht aus vier Worten: „Sie — kommen — noch — nicht.“ Die Vorstellung beginnt. Pinotel lehnt sich wortbereit an der Kulisse. Kreidebleich. Nur den Auftritt nicht verpassen. Nenglich lauscht er. Nur den Austritt nicht verpassen! — Jetzt —. Er stürzt auf die Bühne. „Sie kommen noch nicht,“ flüstert rollengemäßig der Mann in der Souffleurkiste vor. „Noch nicht?“ erschrickt Pinotel. Und saust wieder hinaus.